

# Insel Verlag

## Leseprobe



Dabos, Christelle  
**Die Spiegelreisende**

Band 1 - Die Verlobten des Winters  
Aus dem Französischen von Amelie Thoma

© Insel Verlag  
978-3-458-17792-0



Vor langer Zeit wurde die Erde in 21 Archen zerschlagen, die seither wie Inseln am Himmel schweben. Auf der Arche Anima lebt Ophelia inmitten ihrer Familie. Die junge Frau hat ganz besondere Fähigkeiten: Sie kann durch Spiegel reisen und Gegenstände *lesen*. Dazu muss sie nur ihre Handschuhe abstreifen und ein Objekt in die Hand nehmen – schon kann sie dessen Vergangenheit sehen.

Eines Tages beschließen die Matriarchinnen von Anima, dass Ophelia ihre Familie verlassen muss, um auf die eisige Arche Pol zu ziehen und den Adligen Thorn zu heiraten. Ophelia darf die Familienehre nicht beschmutzen, und so bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich auf eine abenteuerliche Reise zum Pol zu begeben. Dort erwarten sie ihre furchteinflößende Schwiegerfamilie, der Drachenklan, sowie die Trugbilder der Miragen. Von nun an kann sie niemandem trauen, nicht einmal ihrem zukünftigen Ehemann Thorn. Ophelia muss auf der Hut sein, um den zahlreichen Fallstricken ihres neuen Lebens zu entgehen ...

»Eine unverwechselbare Heldin, ein schillerndes Universum –  
der Auftakt zu einer großen Fantasy-Saga!«

*Le Monde des Ados*

»Christelle Dabos' Bestseller-Debüt beschwört  
sowohl den Humor als auch den bestechenden  
Gerechtigkeitssinn von *Harry Potter*.«

*The New York Times*

Christelle Dabos wurde 1980 an der Côte d'Azur geboren. Sie arbeitete als Bibliothekarin, bis sie 2007 an Krebs erkrankte und zu schreiben begann. Für ihre Entwürfe zur Spiegelreisenden-Saga gewann sie den Jugendbuchwettbewerb von Gallimard Jeunesse, und kurz darauf wurde *Die Verlobten des Winters* veröffentlicht. Die Serie wurde zum Welt-erfolg, Band vier erscheint in Frankreich in Kürze.

Amelie Thoma studierte Romanistik und Kulturwissenschaften in Berlin und arbeitete als Lektorin, ehe sie die Übersetzerlaufbahn einschlug. Sie übertrug u. a. Marc Levy und Leïla Slimani ins Deutsche.

*Christelle Dabos*

# **DIE VERLOBTEN DES WINTERS**

Band 1  
der Spiegelreisenden-Saga

Roman

Aus dem Französischen  
von Amelie Thoma

Insel Verlag



## Fragment

**A**m Anfang waren wir eins. Aber Gott befand, dass wir ihm so nicht genügten, also machte Er sich daran, uns zu trennen. Gott amüsierte sich köstlich mit uns, bis Er unser überdrüssig wurde und uns vergaß. Er konnte so grausam sein in seiner Gleichgültigkeit, dass Er mir Furcht einflößte. Dann wieder zeigte Er sich freundlich, und ich liebte Ihn, wie ich niemanden je geliebt habe.

Ich glaube, wir hätten alle irgendwie glücklich sein können, Gott, ich und die anderen, ohne dieses vermaledeite Buch. Ich verabscheute es. Von dem Band, das mich auf die widerwärtigste Art und Weise daran kettete, wusste ich, doch dieses Grauen kam erst später, viel später. Ich habe es nicht gleich verstanden, ich war zu unwissend.

Ja, ich liebte Gott, aber ich hasste dieses Buch, das Er wegen der geringsten Kleinigkeit aufschlug. Er jedoch hatte sein Vergnügen damit! Wenn Gott zufrieden war, schrieb Er. Wenn Gott erzürnt war, schrieb Er. Und eines Tages, als Er äußerst verstimmt war, beging Er eine ungeheure Torheit.

Gott brach die Welt in Stücke.



# *DIE VERLOBTEN*





## *Der Archivar*

**E**s heißt oft, alte Behausungen hätten eine Seele. Auf der Arche Anima, wo Dinge ein Eigenleben führen, neigen die alten Häuser vor allem dazu, furchtbar schrullig zu werden.

Das Gebäude des Familienarchivs, zum Beispiel, war stets übler Laune. Immerzu ächzte es, knarzte, tropfte und schnaubte, um seine Unzufriedenheit kundzutun. Es konnte die Zugluft nicht ausstehen, die im Sommer die Türen knallen ließ, und den Regen, der im Herbst die Dachrinne verstopfte. Es hasste die Feuchtigkeit, die ihm während des Winters in die Mauern kroch, ebenso sehr wie das Unkraut, das jedes Frühjahr wieder in seinem Hof zu sprießen begann.

Mehr als alles andere aber verabscheute das Gebäude Besucher, die sich nicht an die Öffnungszeiten hielten.

Sicherlich war das der Grund, warum es an diesem Septembermorgen noch mehr ächzte und knarzte, tropfte und schnaubte als sonst. Es spürte, dass jemand kam, obwohl es noch viel zu früh dafür war. Obendrein stand dieser Gast nicht mal draußen vor der Tür, wie es sich gehörte. Nein, er verschaffte sich Zutritt wie ein Dieb, direkt durch die Garderobe.

Dort wuchs plötzlich eine Nase mitten aus einem Spiegelschrank.

Sie schob sich weiter vor, und bald folgten ihr eine Brille, eine geschwungene Augenbraue, Stirn, Mund, Kinn, Wangen, Augen, Haare, ein Hals und Ohren. Bis zu den Schultern aus

dem Spiegel ragend, blickte der Eindringling erst nach rechts, dann nach links. Nun tauchte etwas weiter unten ein Knie auf, und schließlich stieg die ganze Gestalt aus dem Glas hervor wie aus einer Badewanne. Einmal herausgeschlüpft, sah man von ihr nichts weiter als einen abgetragenen Mantel, eine Brille und einen langen, dreifarbigem Schal.

Unter all diesen Schichten verborgen befand sich Ophelia.

Um sie herum protestierte nun die gesamte Garderobe, empört über den Störenfried, der die Archivordnung derart missachtete. Die Schränke quietschten in den Angeln und stampften mit den Füßen, während die Kleiderbügel laut klappernd aneinanderstießen, als würde ein Poltergeist zwischen ihnen sein Unwesen treiben.

Dieser Wutausbruch beeindruckte Ophelia nicht im Geringsten. Sie war die Launen des alten Gemäuers gewohnt.

»Schsch«, flüsterte sie. »Ganz ruhig.«

Sofort hörten die Möbel auf zu rumoren, und die Kleiderbügel verstummten. Das Archivgebäude hatte sie erkannt.

Durch eine Tür mit der Aufschrift ACHTUNG, GEKÜHLTE RÄUME, NUR MIT MANTEL BETRETEN verließ Ophelia die Garderobe und ging, die Hände in den Taschen, ihren Schal im Schlepptau, an einer endlosen Reihe beschrifteter Aktenschränke entlang: »Geburtenregister«, »Sterberegister«, »Register der Genehmigungen von Verwandtenheirat« und so weiter. Leise öffnete sie die Tür zum Lesesaal, der still und verlassen dalag. Morgenlicht sickerte schräg durch die geschlossenen Fensterläden und ließ im Halbdunkel eine Reihe von Schreibpulten erkennen. Der Gesang einer Amsel im Hof lieferte die passende Untermalung. Im Archiv war es so kalt, dass man Lust bekam, alle Fenster aufzureißen, um die warme Luft von draußen hereinzulassen.

Ophelia blieb eine Weile reglos auf der Schwelle stehen und beobachtete, wie die Sonnenstrahlen übers Parkett wanderten, während allmählich der Tag anbrach. Sie atmete tief den Geruch der alten Möbel und des kalten Papiers ein.

Diesen Geruch, der ihre Kindheit begleitet hatte und von dem sie sich bald würde verabschieden müssen.

Langsam ging sie zur Wohnung des Archivars, dessen privater Bereich durch einen einfachen Vorhang vom Lesesaal abgeteilt war. Trotz der frühen Stunde erfüllte ihn bereits ein intensiver Kaffeeduft. Ophelia hustete in ihren Schal, um sich anzukündigen, doch eine Opernarie übertönte sie. In dem einzigen Raum, der zugleich als Küche, Wohn-, Schlaf- und *Lesezimmer* diente, musste sie nicht lange nach dem Archivar suchen.

Eine Zeitung vor der Nase, saß der alte Mann mit dem struppigen weißen Haar auf dem Bett. Er trug Handschuhe, ein zerknittertes Hemd unter seiner Jacke und hatte sich ein Vergrößerungsglas unter die Braue geklemmt, das sein Auge riesenhaft verzerrte.

Ophelia hustete noch einmal, doch es half nichts. Völlig in seine Lektüre vertieft, begleitete er die Arie aus dem Grammophon mit ziemlich schiefem Gebrumm. Ganz zu schweigen vom Gluckern des Kaffeekochers, dem Bullern des Ofens und sämtlichen anderen Geräuschen, die das Gebäude so von sich gab.

Mit allen Sinnen nahm Ophelia die besondere Atmosphäre des Raumes in sich auf: die falschen Töne des Alten, das Rascheln der behutsam umgeblätterten Seiten, das durch die Vorhänge gefilterte Licht des heraufziehenden Morgens, den Kaffeeduft und, darunter versteckt, den Naphthalin-Geruch einer Gasflamme. In einer Ecke stand ein Damebrett, dessen Steine sich ganz von selbst bewegten, als würden zwei un-

sichtbare Spieler gegeneinander antreten. Ophelia hätte am liebsten gar nicht an alldem gerührt und stillschweigend kehrtgemacht, aus Angst, das vertraute Bild zu zerstören.

Doch es blieb ihr nichts anderes übrig, als den Zauber zu brechen. Sie trat ans Bett und tippte dem Archivar auf die Schulter.

»Grundgütiger!«, rief der alte Herr zu Tode erschrocken aus. »Könntest du nicht eine kleine Vorwarnung geben, ehe du einfach so hereinplatzst?«

»Das habe ich versucht«, entschuldigte sich Ophelia.

Sie hob das Vergrößerungsglas auf, das auf den Teppich gerollt war, und reichte es ihm. Dann zog sie den Mantel aus, der sie vom Kopf bis zu den Füßen umhüllte, wickelte ihren endlos langen Schal ab und legte alles über eine Stuhllehne. Zum Vorschein kam ein zierliches Persönchen mit dicken, lose zusammengebundenen Locken, einer rechteckigen Brille und einem Kleid, das besser zu einer älteren Dame gepasst hätte.

»Bist wohl wieder über die Garderobe hereingeschlüpft?«, grummelte der Archivar, während er seine Lupe mit dem Ärmel blank rieb. »Diese Marotte, zu den unmöglichsten Zeiten durch Spiegel zu gehen! Du weißt genau, dass meine alte Bruchbude Überraschungsbesuche nicht ausstehen kann. Früher oder später wirst du einen Balken auf den Kopf bekommen, aber du willst ja partout nicht hören.«

Seine polternde Stimme ließ einen prachtvollen Schnurrbart erzittern, dessen Enden bis zu den Ohren reichten. Mühsam erhob er sich vom Bett und griff nach der Kaffeekanne. Dabei murmelte er in einem antiquierten Dialekt vor sich hin, den außer ihm niemand auf Anima mehr sprach. Durch seine Arbeit im Archiv lebte der alte Mann ganz und gar in

der Vergangenheit. Selbst die Zeitung, die er gerade durchgeblättert hatte, war aus dem letzten Jahrhundert.

»Einen Napf Kaffee, Mädelschen?«

Der Archivar war kein besonders umgänglicher Mann, doch jedes Mal, wenn er Ophelia ansah, begannen seine goldbraunen Augen zu sprühen wie Apfelwein. Für diese Großnichte hatte er schon immer eine spezielle Vorliebe gehabt, sicher weil sie ihm von allen aus der Familie am ähnlichsten war: ebenso aus der Zeit gefallen, ebenso ungesellig und zurückhaltend.

Ophelia nickte nur. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und sie brachte keinen Ton heraus.

Der Großonkel schenkte zwei große, dampfende Tassen voll.

»Gestern Abend hatte ich deine Mutter am Apparat«, nuschelte er in seinen Bart. »Sie war so aufgeregt, dass ich nicht mal die Hälfte von ihrem Geschnatter verstanden habe. Nun ja, das Wichtigste hab ich wohl begriffen: Wie's scheint, kommst du endlich unter die Haube.«

Als Ophelia wieder nur stumm nickte, runzelte ihr Großonkel die buschigen Brauen.

»Nun mach nicht so ein Gesicht, Kind. Deine Mutter hat einen tüchtigen jungen Mann für dich gefunden, dagegen ist nichts einzuwenden.«

Er reichte ihr die Tasse und ließ sich so schwer wieder aufs Bett sinken, dass alle Federn quietschten.

»Komm, setz dich zu mir. Wir beide müssen mal ein ernstes Wörtchen miteinander reden, von Patenonkel zu Patentochter.«

Ophelia zog einen Stuhl ans Bett. Dabei betrachtete sie ihren Großonkel mit einem zunehmenden Gefühl der Verlorenheit. Ihr war, als sähe sie in ihm eine Seite ihres Lebens, die unmittelbar vor ihren Augen zerrissen wurde.

»Ich kann mir schon denken, warum du mich so ansiehst«, erklärte er, »nur dass ich dich diesmal enttäuschen muss. Deine hängenden Schultern, die griesgrämige Brille, die Seufzer zum Steinerweichen kannst du dir sparen.« Er spreizte Daumen und Zeigefinger ab. »Zwei Vettern hast du schon abgewiesen! Sie waren hässlich wie Pfeffermühlen und unflätig wie Pinkelpötte, das gebe ich zu, aber trotzdem hast du mit jedem abgelehnten Antrag die gesamte Familie vor den Kopf gestoßen. Und ich habe dir auch noch Schützenhilfe geleistet.« Er schnaubte in sein Taschentuch. »Ich kenne dich besser als mich selbst. Du bist weich wie Butter, nie ein lautes Wort, nie eine Grille, doch sobald es ums Heiraten geht, beißt man bei dir auf Granit! Dabei wird es höchste Zeit, ganz gleich, ob dir der Auserwählte nun gefällt oder nicht. Wenn du dich nicht dreinschickst, wirst du von der Familie geächtet, und das will ich auf keinen Fall riskieren.«

Ophelia hob den Blick von ihrer Tasse. Sie musste nun endlich etwas sagen.

»Ihr braucht Euch nicht zu sorgen, lieber Onkel. Ich bin nicht gekommen, um Euch zu bitten, dass Ihr Euch gegen diese Heirat stellt.«

Genau in dem Moment blieb die Nadel des Grammofons in einer Rille hängen, und die Sopranistin wiederholte unermüdlich: »... und wenn ... und wenn ... und wenn ... und wenn ... und wenn ...«

Doch der Großonkel war viel zu verblüfft, um es zu bemerken.

»Was erzählst du mir da? Du willst nicht, dass ich eingreife?«

»Nein. Das Einzige, worum ich Euch heute bitte, ist, mir Zugang zum Archiv zu gewähren.«

»Zu meinem Archiv?«

»Heute.«

»... und wenn ... und wenn ... und wenn ...«, leierte die Schallplatte.

Der Großonkel hob misstrauisch eine Augenbraue, während er seinen Schnurrbart kraulte.

»Du verlangst nicht von mir, dass ich bei deiner Mutter ein gutes Wort für dich einlege?«

»Es wäre vergeblich.«

»Und auch nicht, dass ich deinem Pantoffelhelden von einem Vater ins Gewissen rede?«

»Ich werde den Mann heiraten, den man für mich bestimmt hat. Ganz einfach.«

Endlich sprang die Nadel eine Rille weiter, und die Sopranistin schmetterte triumphierend: »... und wenn ich lieb, nimm dich in Acht!«

Ophelia schob die Brille hoch und hielt, ohne zu zwinkern, dem Blick ihres Paten stand.

»Dass ich das noch erleben darf!«, seufzte der alte Herr erleichtert. »Ich gestehe, ich dachte schon, ich würde diese Worte niemals von dir hören. Der muss dir ja mächtig gefallen, der Knabe. Nun spuck's schon aus, wer ist es?«

Ophelia stand auf, um ihre Tassen wegzustellen. Der Spülstein war bereits randvoll mit schmutzigen Tellern. Normalerweise mochte Ophelia keine Hausarbeit, doch an diesem Morgen streifte sie ihre Handschuhe ab, krepelte die Ärmel hoch und begann das Geschirr abzuwaschen.

»Ihr kennt ihn nicht«, flüsterte sie schließlich so leise, dass es im Geplätscher unterging. Der Großonkel brachte das Grammophon zum Schweigen und näherte sich seiner Nichte.

»Was hast du gesagt, Mädelchen?«



Ophelia drehte den Wasserhahn zu. Sie hatte die Angewohnheit, so leise und undeutlich zu sprechen, dass sie häufig ihre Sätze wiederholen musste.

»Ihr kennt ihn nicht.«

»Du vergisst wohl, wen du vor dir hast!«, entrüstete sich der Onkel lächelnd und mit vor der Brust verschränkten Armen. »Ich setze vielleicht nie einen Fuß vor die Tür meines Archivs, aber ich kenne unseren Stammbaum besser als irgendwer sonst. Vom Tal bis zu den Großen Seen gibt es keinen noch so entfernten Vetter, der mir nicht bekannt wäre.«

»Ihr kennt ihn nicht«, beharrte Ophelia.

Den Blick ins Leere gerichtet, schubberte sie einen Teller. All das Geschirr ohne Handschuhe anzufassen ließ sie unwillkürlich in der Zeit zurückreisen. Sie hätte bis ins kleinste Detail alles beschreiben können, was ihr Großonkel von diesen Tellern gegessen hatte, seit er sie besaß. Professionell, wie sie war, berührte Ophelia die Dinge anderer Leute üblicherweise nie ohne ihre Handschuhe. Doch hier, in dieser Wohnung hatte der Großonkel ihr das *Lesen* beigebracht, und sie kannte jeden einzelnen Gegenstand darin in- und auswendig.

»Dieser Mann ist nicht aus unserer Familie«, klärte sie ihn endlich auf. »Er kommt vom Pol.«

Es folgte eine lange Stille, die nur vom Gluckern des Abflusses unterbrochen wurde. Ophelia wischte sich die Hände am Kleid ab und sah ihren Paten ruhig an. Er war in sich zusammengesunken, als wäre er plötzlich um zwanzig Jahre gealtert. Die Enden seines Schnurrbarts hingen herab wie Flaggen auf Halbmast.

»Was ist das denn für ein Kokolores?«, stieß er tonlos hervor.

»Mehr weiß ich auch nicht«, erwiderte Ophelia leise, »we-

der, wie er heißt, noch, wie er aussieht, nur, dass er Mama zufolge eine gute Partie sein soll.«

Der Großonkel holte seine Schnupftabakdose unter dem Kopfkissen hervor, stopfte eine Prise in jedes Nasenloch und nieste kräftig in sein Taschentuch.

»Das muss ein Irrtum sein ...«

»Daran würde ich auch zu gerne glauben, aber es sieht nicht danach aus.«

Ein Teller glitt ihr aus der Hand und brach entzwei. Wortlos hielt sie dem alten Mann die Bruchstücke hin. Der drückte sie aneinander, und sofort fügten sie sich wieder zu einem Teil zusammen, das er aufs Abtropfgitter stellte.

Der Großonkel war ein hervorragender Animist. Er vermochte absolut alles mit seinen Händen wieder heil zu machen, und die unmöglichsten Dinge parierten bei ihm wie Schoßhündchen.

»Ganz bestimmt ist es ein Irrtum«, sagte er. »In meinem gesamten Leben als Archivar habe ich noch nicht von einer so widernatürlichen Verbindung gehört. Je weniger wir Animisten mit diesen Fremden zu schaffen haben, desto besser. Punkt aus.«

»Und dennoch wird die Hochzeit stattfinden«, hauchte Ophelia, ehe sie sich wieder dem Geschirr zuwandte.

»Was ist denn bloß in dich und deine Mutter gefahren?«, rief der Großonkel verstört aus. »Von sämtlichen Archen behauptet der Pol hartnäckig den schlimmsten Ruf. Sie haben Kräfte, die einem den Verstand rauben. Obendrein sind sie nicht mal eine richtige Familie, sondern eine Meute, die sich gegenseitig zerfleischt! Weißt du, was man sich alles über sie erzählt?«

Ophelia zerbrach einen weiteren Teller. Der Großonkel war so außer sich, dass er überhaupt nicht bemerkte, welche Wir-

kung seine Worte auf Ophelia hatten. Wie sollte er auch. Ophelia hatte ein unergründliches Gesicht, das selten ihre Gefühle zeigte.

»Nein«, sagte sie nur, »ich weiß nicht, was man sich über sie erzählt, und es interessiert mich auch nicht. Ich brauche verlässliche Informationen. Das Einzige, worum ich Euch daher bitte, wenn Ihr gestattet, ist das Archiv konsultieren zu dürfen.«

Der Großonkel fügte den Teller wieder zusammen und stellte ihn aufs Abtropfgitter, während das Zimmer zu knarren und mit den Balken zu knirschen begann: Die düstere Stimmung des Archivars übertrug sich auf das gesamte Gebäude.

»Ich erkenne dich nicht wieder! Bei deinen Vettern hast du dich wer weiß wie geziert und jetzt, da man dir einen solchen Barbaren vor die Nase setzt, ergibst du dich einfach so in dein Schicksal!«

Den Lappen in der einen, eine Tasse in der anderen Hand, hielt Ophelia mitten in ihrer Bewegung inne. Sie schloss für einen Moment die Augen und horchte in sich hinein.

Sich ergeben? Um sich zu ergeben, musste man eine Situation akzeptieren, und um eine Situation zu akzeptieren, musste man sie verstehen. Doch Ophelia verstand rein gar nichts. Ein paar Stunden zuvor hatte sie noch nicht einmal gewusst, dass sie verlobt war. Nun hatte sie das Gefühl, unerbittlich auf einen Abgrund zuzusteuern und nicht mehr über sich selbst bestimmen zu können. Sobald sie es wagte, einen Gedanken in die Zukunft zu richten, war da weit und breit nur unbekanntes Terrain. Fassungslos, ungläubig, verwirrt, ja, das war sie. Wie eine Patientin, der man eben eröffnet hatte, dass sie unheilbar krank sei. Doch ergeben hatte sie sich nicht.

»Nein, wirklich«, fing der Großonkel wieder an, »ich befreie das nicht. Was sollte dieser Fremde hier wollen? Wel-

chen Nutzen könnte er aus der Verbindung ziehen? Bei allem Respekt, Mädchlein, du bist nicht das verlockendste Blatt an unserem Stammbaum. Ich meine, du leitest ein Museum, keine Goldschmiede!«

Ophelia ließ eine Tasse fallen. Es war weder böser Wille noch lag es diesmal an ihrer Aufgewühltheit, sie war einfach unsagbar schusselig. Die Dinge glitten ihr andauernd aus den Händen, und ihr Großonkel war es gewohnt, hinter ihr alles wieder zusammenzuflicken.

»Ich glaube, Ihr habt nicht ganz verstanden«, sagte Ophelia zögernd. »Nicht dieser Mann wird hier auf Anima leben, sondern ich bin es, die ihm zum Pol folgen soll.«

Dieses Mal zerbrach der Großonkel den Teller, den er gerade in den Schrank räumen wollte. Er fluchte in seinem antiquierten Kauderwelsch.

Inzwischen flutete helles Tageslicht durchs Fenster der Archivarsstube und tupfte kleine Glanzpunkte auf das Bettgestell, eine Glaskaraffe und den Trichter des Grammofons. Ophelia verstand nicht, was all diese Sonne hier zu suchen hatte. Ihre warmen Strahlen ließen das Eis und den Schnee des Pols so fern und unwirklich erscheinen, dass Ophelia selbst schon nicht mehr daran glaubte.

Sie nahm die Brille ab, rieb sie an ihrer Schürze sauber und setzte sie wieder auf, als ob ihr das helfen könnte, klarer zu sehen. Die Gläser, die ganz durchsichtig geworden waren, sobald sie sie abgesetzt hatte, verfärbten sich erneut grau. Diese alte Brille war wie ein Teil von Ophelia, und ihre Farbe passte sich der Stimmung ihrer Besitzerin an.

»Offenbar hat Mama vergessen, Euch das Wichtigste mitzuteilen. Die Doyennen haben mich diesem Mann versprochen. Nur sie kennen bisher die Details des Ehevertrags.«

»Die Doyennen?«

Dem Großonkel fiel das Gesicht mitsamt allen Falten herunter. Endlich wurde ihm bewusst, in was für ein Räderwerk seine Nichte da geraten war.

»Eine Hochzeit aus politischen Interessen«, flüsterte er.  
»Armes Ding ...«

Er schob sich zwei weitere Prisen Schnupftabak in die Nase und nieste so heftig, dass er danach sein Gebiss zurechtrücken musste.

»Du Unglückliche, wenn die Doyennen ihre Finger im Spiel haben, dann gibt es keinen Ausweg. Aber wieso?«, fragte er sich und raufte dabei seinen Schnurrbart. »Wieso du? Wieso dorthin?«

Ophelia spülte sich die Hände ab und zog ihre Handschuhe wieder an. Für heute hatte sie genug Porzellan zerschlagen.

»Es scheint, als habe sich die Familie dieses Mannes direkt an die Doyennen gewandt, um die Ehe zu arrangieren. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, weshalb ihre Wahl ausgerechnet auf mich gefallen ist. Ich wünschte wirklich, es wäre ein Missverständnis.«

»Und deine Mutter?«

»Sie ist hochofregt«, flüsterte Ophelia bitter. »Man hat ihr eine gute Partie für mich versprochen, das ist weit mehr, als sie sich jemals erhofft hätte. Es steht mir nicht zu, diesen Antrag abzulehnen. Ich werde meinem zukünftigen Gemahl so weit folgen, wie meine Pflicht es mir gebietet. Weiter jedoch nicht«, fügte sie entschlossen hinzu. »Diese Ehe wird wohl kaum vollzogen werden.«

Der Großonkel warf ihr einen bekümmerten Blick zu.

»Vergiss das besser, Mädchen. Sieh dich doch nur an ... Du bist kaum drei Käse hoch und leicht wie eine Feder. Was